



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag Septuagesima.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 20, 1-16. In jener Zeit sagte Jesus zu seinen Jüngern folgendes Gleichnis: das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am frühesten Morgen ausging, um Arbeiter in seinen Weinberg zu diene. Als er nun mit den Arbeitern um einen Zehner für den Tag übereingekommen war, fandte er sie in seinen Weinberg. Und um die dritte Stunde ging er (wieder aus), und sah Andere müßig auf dem Markte stehen, und sprach zu ihnen: Gehet auch ihr in meinen Weinberg, so werde ich euch geben, was recht ist. Und sie gingen hin. Abermal ging er aus, um die sechste und neunte Stunde und machte es ebenso. Und als er um die elfte Stunde wieder ausging, fand er (wieder) Andere da stehen, und er sprach zu ihnen: Warum stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie antworteten ihm: Es hat uns niemand gedungen. Da sprach er zu ihnen: So gehet auch ihr in meinen Weinberg! Als es nun Abend geworden, sprach der Herr des Weinberges zu seinem Verwalter: Laß die Arbeiter kommen, und gib ihnen den Lohn, von den Letzten angefangen bis zum Ersten. Da nun die kamen, welche um die elfte Stunde eingetreten waren, empfing ein Jeder einen Zehner. Als aber auch die Ersten kamen, meinten sie mehr zu empfangen; aber auch von ihnen erhielt Jeder einen Zehner. Und da sie ihn empfingen, murrten sie wider den Hausvater und sprachen: Diese, die Letzten, haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gehalten, die wir die Last und Hitze des Tages getragen haben. Er aber antwortete einem aus ihnen, und sprach: Freund! ich thue dir nicht unrecht; bist du nicht um einen Zehner mit mir überein gekommen? Nimm, was dein ist und geh' hin; ich will aber diesen Letzten auch geben, wie dir. Oder ist es mir nicht erlaubt, zu thun was ich will? Ist darum dein Auge schalkhaft, weil ich gut bin? Also werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten sein; denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt.“

Kirchenkalender.

Sonntag, 8. Februar. Septuagesima. Johann von Natha, Ordensritter † 1213. Evangelium Matthäus 20, 1-16. Epistel: 1. Korinther 9, 24-29 und 10, 1-5. • St. Andreas: Nachmittags 3 Uhr Offizium der Männer-Sodalität. • St. Lambertus: Aus Anlaß der Eröffnung des Provinzial-Landtages, findet um 10 Uhr ein feierliches Hochamt statt, zur Herabflehung des göttlichen Segens für die Beratungen der Provinzialstände. Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der marianischen Jungfrauen-Kongregation und Nachmittags 1, 4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben.
Montag, 9. Februar. Apollonia, Martyrin † 249.
Dienstag, 10. Februar. Scholastika, Abtissin † 543. • St. Andreas: 1, 10 Uhr hl. Messe für Verstorbene der Männer-Sodalität.
Mittwoch, 11. Februar. Euphrosina, Jungfrau † 470. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josefs-Andacht.
Donnerstag, 12. Februar. Eulalia, Jungfrau und Martyrin † 304. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 1/2 Uhr gest. Segens-Hochamt, Nachmittags 5 Uhr Vortrag für den christlichen Mütter-Verein.
Freitag, 13. Februar. Jordan, General der Dominikaner † 1237. • St. Andreas: 3ter Kardener-Freitag, 1/2, 10 Uhr Segens-Messe und Abends 8 1/2 Uhr Predigt, vorher Sühne-Andacht. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Nachmittags 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.
Sonntag, 14. Februar. Valentin, Priester und Martyrer † 269. • St. Lambertus: Morgens 6 Uhr hl. Messe mit sakramentalischem Segen.

Septuagesima.

Mit dem heutigen Sonntage beginnt die Vorkostenzeit und damit die entferntere Vorbereitung auf das hochheilige Osterfest. „Es giebt zwei Zeiten,“ sagt der hl. Augustin, „die eine, die jetzt in den Wirren und Versuchungen dieses Lebens abläuft, die andere, die in Ruhe und ewiger Freude (des Himmels) verbracht werden soll. Diese beiden Zeiten feiern wir nun: Die eine vor Ostern, die andere nach Ostern. Die Zeit vor Ostern versinnbildet die Kümmernisse des gegenwärtigen Lebens, — die Zeit nach Ostern die himmlische Seligkeit, die wir einst genießen sollen. Deshalb verbringen wir die erste dieser Zeiten (vor Ostern) in Fasten und Gebet — die andere (nach Ostern) in Freudengesängen, und während ihrer Dauer wird nicht gefastet.“ Zu diesen beiden Zeiten aber, die der hl. Augustin erwähnt, stehen nach kirchlicher Anschauung auch zwei Orte in Beziehung: Babylon und Jerusalem. Die erstere Stadt ist das Bild der in Sündenelend verfallenen Welt, in der der Christ die Zeit der Prüfung verbringen muß, — Jerusalem aber ist das Bild des himmlischen Vaterlandes, in dessen Schoß der Christ von allen Kämpfen ausruhen soll. — Bekanntlich wurde einst das israelitische Volk, das die Geschichte der ganzen Menschheit widerspiegelt, aus

Jerusalem verbannt und zu Babylon in Gefangenschaft gehalten. Diese Gefangenschaft, fern von Zion, dauerte siebenzig Jahre. Zweifellos mit Rücksicht hierauf hat nun die Kirche für die Tage der Sühne die Zahl siebenzig gewählt: Septuagesima heißt nämlich der siebenzigste Tag (vor Ostern, nach früherem Brauche gezählt). Sind wir nicht, lieber Leser, hienieden in der Tat Verbannte, Gefangene, eine Beute all der Gefahren, die Babylon — das Bild der gottentfremdeten Welt — in sich birgt? Wenn wir unser Vaterland (den Himmel) lieben, wenn wir uns sehnen, es wiederzusehen, so müssen wir auch den Lockungen widerstehen, mit denen „die Fremde“ an uns herantritt: Sie ladet uns ein zu ihren Freuden und Lüsten; aber „unsere Harfen“ sollen — wie einst bei den verbannten Israeliten — an den Weiden aufgehängt bleiben, bis das Zeichen zur Rückkehr nach Jerusalem gegeben wird.

Das sind die Gefühle, lieber Leser, welche die Kirche uns in dieser heiligen Zeit vor Ostern einzusößen sucht; da verstehen wir auch, warum das freudige Alleluja nicht eher wieder erklingt, bis wir mit Christus, unserm Herrn, Auferstehung feiern am Osterfest. Ich brauche wohl nicht erst darauf hinzuweisen, wie das heutige Evangelium ganz

geeignet ist, uns in diese heilige Stimmung einzuführen: wir alle sollen der Einladung in den „Weinberg“ des himmlischen Hausvaters Folge geben, und zwar durch den festen Entschluß, die heute beginnende heilige Zeit ganz im Geiste unserer Mutter, der Kirche, zu verleben.

Wenn nun im heutigen Evangelium schon diejenigen des Müßigganges vom Hausvater beschuldigt werden, die Niemand gedungen, Niemand berufen hat — welcher Vorwurf wird erst diejenigen treffen, die tatsächlich berufen worden sind, aber trotzdem dem Müßiggange sich ergeben haben! Wer von Kindheit an aufgenommen war in den Muttterschooß der Kirche Jesu; wer ihre Lehre vernommen oder doch täglich Gelegenheit hatte, sie zu vernehmen, aber seine Ohren der Stimme dieser heiligen Mutter verschlossen hielt, — wer den Glauben an die ewigen Wahrheiten des Christentums allenfalls noch im Herzen getragen, aber müßig dastand, wo es darauf ankam, diesen Glauben zu bezeugen, diesen Glauben in einem christlichen Leben darzustellen: der wird zweifellos einen noch schwereren Vorwurf seitens des himmlischen Hausvaters zu gewärtigen haben. Der Glaube ohne entsprechende gute Werke ist eben ein toter Glaube, wie der hl. Apostel Jakobus mit allem Nachdruck hervorhebt. So lange uns vergönnt ist, im Weinberge des Herrn zu stehen, d. h. so lange die kurze Frist dieses Lebens dauert, ist uns auch „Arbeit“ aufgetragen, für die am Abend des Lebens der „Denar“ unendlichen Lohnes vorgeesehen ist vom himmlischen Hausvater.

Gar froh und ermutigend lauten die betreffenden Worte des Evangeliums: „Da es nun Abend geworden war, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Verwalter: Rufe die Arbeiter und gib ihnen den Lohn, von den Letzten angefangen bis zu den Ersten! Und als nun die kamen, welche erst um die elfte Stunde eingetreten waren, empfing ein Jeder einen Denar.“ — Wir bewundern die unbeschreibliche Güte des himmlischen Hausvaters. Es ist ein Geschenk Seiner barmherzigen Gnade, daß Er uns als „Arbeiter“ berufen hat — und Er behandelt uns dennoch so, als ob wir den unendlichen Lohn lediglich durch unser eigenes Verdienst erworben hätten! Alle werden einst mit dem Preise himmlischer Herrlichkeit belohnt, die früher oder später Seinem Rufe gefolgt sind. Sehr schön sagt darum der hl. Augustinus: „Wir werden mit dem Lohn des ewigen Lebens gleich gehalten werden. Obgleich nämlich die Glorie nach dem Maße des einzelnen Verdienstes größer oder geringer sein wird, so wird doch das ewig selige Leben jedem Belohneten zu Teil. Dieses wird nicht für den Einen von längerer, für den Andern von kürzerer Dauer sein — weil es für Alle gleich ewig ist. Wohl wird dort anders belohnt werden die eheliche Treue, anders die jungfräuliche Keuschheit, anders ein an guten Werken fruchtbares Leben, anders die Krone der Leiden: was aber das ewige Leben anlangt, so wird dieses Jedem in gleicher Weise zugeteilt werden. Möge daher keiner murren, dem dieses Leben erst nach längerem Verdienste zu Teil wird, wenn er einen Andern sieht, der nach kürzerer Arbeit den Lohn empfängt. Möge aber auch Jeder sich hüten, den Beginn der Arbeit im Weinberge aufzuschieben! Jene Arbeiter, von denen der Herr spricht, haben es auch nicht aufgeschoben, sie haben vielmehr alle sogleich Folge geleistet; die er in der sechsten Stunde berufen, sagten nicht: Wie werden erst in der neunten kommen — und die er in der neunten berief, sagten nicht: Wir werden erst in der letzten Stunde erscheinen!“

Wohl ist es möglich, daß ein Moment aufrichtiger Reue noch in der Todesstunde dem Sünder das ewige Leben erringe — aber es wäre tollkühne Vermessenheit, auf einen solchen Augenblick sein ewiges Heil zu bauen.

Messungen im Weltall.

Von Rudolf Curtius.

II.

Mit dem Durchmesser der Erdbahn in seiner Länge von 298,1 Millionen Kilometer war endlich eine genügend große Basis gegeben, um sich auch an die Messung der Fixsternentfernungen heranzuwagen. Schon Kopernikus hat sich auf das fleißigste aber vergebens bemüht, eine halbjährliche scheinbare Ortsveränderung der Fixsterne, entsprechend der verschiedenen Stellung der Erde in ihrer Bahn nachzuweisen. Diese Winkel waren jedoch für seine Instrumente unermessbar klein, und so kam er denn zu dem Ergebnis, daß selbst die ganze Erdbahn im Vergleich zu den Fixsternentfernungen verschwindend gering sein müsse, und er mußte sich deswegen die heftigsten Einwendungen gegen sein Weltssystem gefallen lassen. Erst dem Berliner Astronomen Bessel, der damals in Königsberg tätig war, gelang in den Jahren 1837 und 1838 das von Kopernikus vergebens Versuchte, indem er die Parallaxe des Sternes 61 im Schwane auf 0,511 Sekunden ermittelte, woraus er dessen Entfernung auf 403 600 Sonnenweiten oder 8 Billionen geographische Meilen ermittelte konnte. Natürlich dürfen diese Zahlen nicht als absolut genau angesehen werden; denn der geringste, bei so minimalen Winkeln einfach unvermeidliche Fehler beeinflusst das Resultat um hunderte Millionen von Meilen. Man hat seit Bessels Zeiten vielfach Fixsternparallaxen zu messen gesucht, ist aber nur bei etwa 40 dieser entfernten Sonnen zu greifbaren Resultaten gekommen. Als nächste hat sich der Stern Alpha in Centauren erwiesen, der 224 500 Erdbahnhalbmesser oder 4,5 Billionen Meilen von uns entfernt ist, während die Capella im Sternbilde des Fuhrmannes 4 484 000 Erdbahnhalbmesser, d. h. also 89 Lichtjahre von uns entfernt ist. Beide Leuchten für uns als Sterne erster Größe, obgleich letzterer rund zwanzig mal ferner steht als erste. Trotzdem nun hieraus hervorgeht, daß die absolute Leuchtkraft und Größe der beiden sehr verschieden sein müssen, ist es doch anderseits wieder gewiß, daß im großen Durchschnitt hellleuchtende gewaltige Sonnen und kleinere annähernd gleichmäßig im Weltall verteilt sein müssen, und daß der lichtschwächere Stern in der Regel auch der fernere sein wird. Aus der Vergleichung der Lichtstärke hat man daher den Schluß gezogen, daß Sterne sechster Größe, welche gerade noch als schwächste Lichtpunkte für das Auge sichtbar sind, im Durchschnitt sich in einer Entfernung von 300 Lichtjahren von uns befinden müssen, während diejenigen, welche in den modernen Messfernrohren gerade noch wahrgenommen werden können, — billig gerechnet 600 Millionen Sterne — sicherlich bis zu 10 000 Lichtjahren von uns entfernt sind.

Alle diese Entfernungen gehen über unser Fassungsvermögen weit hinaus. Wähen wir eine anschauliche Maßeinheit z. B. die 1500 Kilometer, welche ein Elzug innerhalb 24 Stunden zurücklegen kann, so kommen wir zu dem jeder Vorstellung spottenden Resultate, daß wir mit diesem Schnellzuge 61 Millionen Jahre reisen müßten, um zu dem oben erwähnten nächsten Sterne im Centaur zu gelangen. Ebenso unfassbar ist aber auch das Grundmaß eines Lichtjahres, welches eine Entfernung von 9800 Milliarden Kilometer repräsentiert.

Wie weit aber die Himmelskörper im Raume von einander stehen, davon dürfte vielleicht am ehesten folgender Vergleich eine Vorstellung gewähren. Denken wir uns die Sonne mit ihrem Durchmesser von 1 400 000 Kilometer auf eine Kugel von 1 Meter Durchmesser und in demselben Maßstabe das ganze Weltall reduziert, so würde sich die Erde als Kügelchen von knapp ein Centimeter Größe rund 107 Meter von derselben entfernt befinden. Trotz der Verkleinerung der Maße auf ungefähr 1 zu 150 000 000 000 würde aber in

diesem winzigen Modell des Weltalls der Stern 61 im Schwan, als der zweitnächste Fixstern erst in einer Entfernung von rund 44 000 Kilometern, d. h. also als Ball von wahrscheinlich auch nur einem Meter Durchmesser hundertmal so weit befinden als die Entfernung in Luftlinie zwischen Berlin und Frankfurt am Main beträgt.

Wenn uns sonach auch alle bekannten Maßstäbe verlassen, so zeigt doch das Stück Weg, welches wir mit unserer Erkenntnis in das Weltall eingedrungen sind, daß der Fortschritt selbst, der in der Erkenntnis möglich ist, ebenfalls ein unendlicher ist.

Meiner Hoffart Lohn.

Novelle von Anna Hasselbach.

So lange ich, um mich würdig auf den Richterstand vorzubereiten, als unbeförderter Referendar von einem Bureau zum andern spazierte, war ich sehr bescheiden in meinen Wohnungsansprüchen gewesen. Da genigte mir noch immer meine einfache Studentenbude mit den abgeschossenen und niedergesessenen roten Nips-Möbeln, und nicht im Traume kam mir der Gedanke, meine Wirtin zu irgend einer Ausgabe, mein Zimmer zu verschönern, zu veranlassen. Aber nachdem ich glanzvoll mein Assessor-Examen bestanden hatte, erhielt ich nach einiger Zeit eine Vertretung als Amtsrichter und da besann ich mich auf meine Würde.

Als Repräsentant der oberen Behntausend hatte ich nun auch meine Verpflichtungen.

Waren bis dahin nur unbeforderte oder zum mindesten sehr gering beförderte Besucher bei mir erschienen, so würde ich nun Männer von Rang und Würden empfangen. Die Richter und Räte würden meinen Antrittsbesuch erwidern, ja selbst der Gerichtspräsident hatte mir bereits Andeutung gemacht, daß er mich nicht mit einer Einladung abfertigen, sondern selbst bei mir vorprechen wolle. Spiegelglatte Cylinder, helle Handschuhe, tadellose Ueberböcke würden bei mir antreten, Leute, die in stilvollen Einrichtungen lebten, inmitten altdentscher oder persischer Divans, in Räumen, wo echte Teppiche das Geräusch der Schritte dämpften, das Tageslicht nur matt durch samtne Fenstervorhänge drang. Wenn ich dieses elegante und bizarre Durcheinander der modernen Salons, Statuetten, Palmen, Gemälde, Gobelins, Vasen usw. mit den abgelebten Mafart-Wedeln und einem heulend schenklischen, chinesischer Fächer meines Zimmers verglich, überkam mich ein tiefes Mitgefühl mit mir selbst und nicht selten geschah es, daß ich die altmodisch bäuerlichen Stühle meines Tusculums mit verächtlichen Fuhrtritten traktierte. In der Umgebung konnte und durfte ich nicht bleiben.

Aber da geriet bei mir die Hoffart in Zwiespalt mit der Pietät.

Acht Jahre hatte ich bei meiner Wirtin gewohnt, war in gut und schlechten Tagen von ihr verhätschelt worden, hatte, wenn erkältet, ihren Kleebröte getrunken, war von Zeit zu Zeit die Miete schuldig geblieben und nun wollte ich ihr Heiligstes antasten, die Möbel, die ihr seliger Friz selbst zur Ausstattung gezimmert hatte, das Heiligtum ihrer guten Stube — mußte ich ihr nicht als der Undankbaren Schwärzester erscheinen?

Aber es ging nicht anders, sie mußte den niedergesessenen Polstern neuen Glanz verleihen oder ich zog aus.

Da gerade Gerichtsferien waren und auch ich ein paar Wochen in die Ferien zog, verschob ich die mir so peinliche Auseinandersetzung bis zum Vorabend meiner Abreise.

Wie Lot's Weib erstarrte, als ich mein Anliegen vortrug, meine alte Dame zur Bildsäule.

Ihre guten Möbel, der Stolz ihrer Ehe, der Trost ihres Witwenstandes nicht gut genug für einen jungen Menschen, der eben erst die Nase ins Leben steckte. Ja, wenn ich ein

Kaiser gewesen wäre, aber ein eben zu Gehalt gekommener Professor! Es war Un dank und Vermessenheit zugleich, was ich offenbarte.

Aber mein Standesbewußtsein stand noch fester als ihre Beredsamkeit. „Ich kann den Gerichtspräsidenten nicht in diesen Möbeln empfangen, Frau Müller.“

„Na, dann sind der Herr Professor eben nicht zu Hause.“

„Aber meine Kollegen kommen.“

„Ach, was die in die Milch zu brocken haben, das kennt man.“

Frau Müller fing schließlich, als alle andern Register bei mir nicht versingen an zu weinen und versprach mir einen neuen Masart-Bedel. Aber ich blieb hart. Die ominösen Gestelle konnten bleiben, aber aufgepolstert und überzogen mußte werden, das konnte ja die Welt nicht kosten. Ich würde mich dann auch zu einem höhern Mietebetrag verpflichten.

Der Kontrakt wurde geschlossen und ich reiste ab.

* * *

Mit äußerster Besorgnis betrat ich, zurückgekommen, meine Wohnung. Gott möchte wissen, welch' vorintuitives Muster, welch' gräßlichen Ladenahter Frau Müller um herabgesetzten Preis zur Zier meiner Gemächer erstanden hatte und ich war dann verpflichtet, um der neuen Ueberzüge willen auszuhalten bis ich einmal verjezt wurde, oder bis ich mich verheiratete, aber an Verjezung war gar nicht zu denken und heiraten, obwohl ich toll verliebt war, stand noch in weiter Ferne.

Denn Marietta, mein süßes Mädel, hatte nichts und ich auch nicht.

Ein in der Geschichte der Liebenden sich häufig ereignender Zustand.

Aber wie angenehm wurde ich, beim Betreten meines Zimmers überrascht.

Wahrhaftig — ganz neue Möbel — Gobelin-Ueberzüge — ein Sopha — zwei silbvolle Fauteuils — sogar die kleinen Stühle mit Gobelinbezug — entsprechende Gardinen und o Vesper! denke Dir — Portieren.

Ich stand wie berauscht.

Daß ich Frau Müller nicht um den Hals fiel und eine Liebeserklärung für ihren guten Geschmack von Stapel ließ, scheiterte nur an meiner richterlichen Würde.

„Na, Herr Amtsrichter, gefällt es Ihnen?“

„Großartig, Frau Müller. Nun mögen die Kollegen kommen.“

* * *

Meine Hoffart ward auf's äußerste gelitelt. Die neuen Möbel machten geradezu Furore. Die Kollegen gaben ihrer Bewunderung Ausdruck über meine höchst feudale Umgebung, und es ärgerte mich beinahe, daß sie über eine Sache, die bei andern selbstverständlich schien, so viel Wesen erhoben. Der Präsident geruhte mit kritischem Blick einen Ueberschlag des Inventars zu nehmen, vermutlich um seiner Frau Gemahlin Bericht zu erstatten, und als mein Zukunftsschwager, Mariettas Bruder, ein unleidlicher neunzehnjähriger Bengel, mir eines Tages unerwartet Besuch abstattete, erklärte er mir unter einem etwas dummen Gelächter, was wahrscheinlich schmeichelhaft für mich sein sollte, er sei eigens gekommen, um meine neuen Möbel zu besehen. Marietta hätte davon gehört — alle Mädels sprächen darüber — und ich wisse ja, die Weiber seien alle so neugierig.

Alle Wetter — die Möbel machten mich noch zum interessanten Mann!

Wenn ich nur gewußt hätte, worin eigentlich ihr Reiz bestand!

Aber da sah man, daß nicht nur das Kleid, daß auch eine interessante Einrichtung den Leuten ein Ansehen gibt.

* * *

Allmählig war auch die Gesellschaftszeit heran gekommen und ein großer thó dansant bei meinem Präsidenten sollte stattfinden. Ich freute mich darauf wie ein Kind, denn Marietta, meine Marietta würde dort sein.

Ich hatte sie seit dem Sommer nicht gesprochen und sehnte mich so unendlich nach ihrem herzigen Geplauder, dem frischen Lachen, das wie ein Sonnenschein in meine Seele flutete.

Als ich den mir wohlbekannten Ballsaal betrat, war er schon überfüllt. Da die Saison eben begann, war noch niemand überfüllt von gesellschaftlichen Ereignissen und es hatten keine Absagen stattgefunden. Die glänzenden Offiziersuniformen vermengten sich mit feierlichen schwarzen Fracks, die wenn auch unscheinbarer als ihre glänzenden Rivalen doch möglicherweise den Vorzug reeller Heiratsabsichten hatten. Die Ballsäter standen an den offenen Türen, um, so wie es der Anstand erlaubte, in die Spiel- oder Rauchzimmer zu entweichen, während die opferfreudigeren Mütter, bereit mit ihren Töchtern, auf dem Schlachtfeld des Ballsaales zu siegen oder zu sterben, auf Seiten-Straden Platz genommen hatten.

Der Präsident stand an der Tür und schüttelte jedem Eintretenden krampfhaft die Hand: Meine Frau befindet sich dort.

Die Präsidentin stand inmitten eines Stabes älterer gesellschaftlich gleichberechtigter Damen, die sich dadurch, daß sie sich der Allgemeinheit entzogen, als Spitzen erwiesen. Während man in den Ecken des Saales bereits lustig zu plaudern begann, lecke Leutnants im Walzertakt chassierten, das Geflüster junger Mädchen erklang, herrsche hier jene gedämpfte feierliche Unterhaltung, die den Höhen des Lebens ihr offizielles Gepräge verleiht.

Die Frau Präsidentin, die zu den sittenstrengen Damen im Lande gehörte, hatte mir, als einem renommiert soliden jungen Mann immer durchaus wohl gewollt und nahte ich mich denn auch leichten Herzens der feierlichen Gruppe und machte eine verträut feierliche Reverenz.

Eisige Verbeugung der hohen Dame. Eisig konventionelles Lächeln. Kein Händedruck — kein Begrüßungswort. Dann war ich entlassen.

Was bedeutete das?

Meine Bestürzung minderte sich erst als ich Marietta über die ich alle Misere des Lebens vergaß, entdeckte, Marietta, die in ihrem mit Rosenknöpfchen bestickten Tüllkleid wie der Frühling ausfah und ihr blinkendes Augenpaar eifrig im Saal spazieren führte.

Hoffentlich suchte sie mich.

„Gnädiges Fräulein — ach endlich hab' ich das Vergnügen — ich freue mich so sehr — darf ich um die Polonaise bitten?“

„Bedaure — engagirt.“

„Um den ersten Walzer?“

„Bedaure — engagirt.“

„Na, dann um die erste Polka —“

„Bedaure — engagirt.“

„Quadrille — Francaise — Cotillon?“

„Bedaure, bedaure, alles engagirt.“

„Aber gnädiges Fräulein — Fräulein Marietta — Sie haben mir doch sonst immer einige Tänze aufgehoben. Außerdem hab' ich schon neulich als Ihr Herr Bruder mich besucht, bitten lassen —“

„Ach ja — als mein Bruder Ihre neue Einrichtung besah —“

„Ein eisiger Blick, der mich von oben bis unten fixierte, ein eisiges Kopfschütteln, und Marietta war fort, durchgegangen, zu den Müttern auf den Drachensfels, wo ich sie einige Minuten später mit einem feindseligen Ausdruck auf dem holdseligen Gesichtchen thronen sah —“

Hatte sich denn alles gegen mich verschworen? Und aufs äußerste empört drehte ich der ganzen Gesellschaft kurz entschlossen den Rücken, verabschiedete mich nur beim Präsidenten und ging nach Hause.

So brauchte sich ein stellvertretender Amtsrichter nicht behandeln zu lassen!

Aber ich verbrachte eine schlaflose Nacht.

Am andern Morgen ging ich schweren Herzens aufs Amtsgericht.

Der Zorn, die Entrüstung waren verflohen und tiefe Bekümmernis war in meiner Seele.

Die Frau meines ersten Vorgesetzten, eine Dame, die ich sehr hoch achtete, hatte mir die greifbarsten Beweise ihres Mißfallens gegeben, das geliebte Mädchen, meine süße Marietta, hatte sich feindselig von mir abgewandt. Durch mir unbekannt und wahrscheinlich auch unverschuldete Gründe war ich also in Mißkredit gerathen.

Aber wie konnte ich mich rechtfertigen? Ich mußte mich sehr zusammen nehmen, um beim Plaidieren einigermaßen bei der Sache zu sein und es währte lange, bis mich der Kampf der Parteien in die Hitze des Gefechtes riß.

Interessant waren die vorliegenden Fälle nicht. Einige Prügeleien, einige Beleidigungen, einige Verläumdungen kamen zum Austrag und bemerkenswerth war nur die Leidenschaft der Streitenden, die die Volkseele — einer von Dichtern nicht auf den Schild zu hebenden Seite repräsentirten. Zum Schluß hatte ich den Vermittler zu spielen zwischen einer in meiner Nachbarschaft wohnenden Grünzengverkäuferin und einem galanten jungen Dämchen, dem sein Lebenswandel auf dem Gesicht geschrieben stand, das sich aber trotzdem durch eine Aeußerung der Höckerin beleidigt gefühlt und Klage erhoben hatte. Beide Damen hatten es verschmäht, sich unter den Schirm eines Anwalts zu begeben und beide führten mit gleicher Jungenfertigkeit ihre Sache, da sich aber die Höckerin des ungleich größeren Geschickes bediente, so fühlte ich mich veranlaßt die Dame etliche Male zur Ruhe zu verweisen.

Das erste Mal verhallte mein Appell vollständig wirkungslos, als ich darauf meine Stimme erhob und meine Warnung wiederholte, meinte sie vorwurfsvoll: Aber Herr Präsident, lassen Sie doch 'en ehrlichen Christenmenschen auch zu Worte kommen, und fuhr aufs unerhöckteste in ihren Beschuldigungen und Beleidigungen fort.

Da gebrauchte ich mein Hausrecht, schlug mit der Hand auf den Tisch und donnerte: Ruhe! oder ich lasse Sie verhaften.

„Na ja, das dachte ich schon, daß man gegen — gegen so 'ne Dame — beim Herrn Präsidenten nicht aufkommt. So 'ne schöne — schöne — seid'ne Möbel — mit Schäfern und Schäferinnen — und seidene Vorhänge kann unjereins nicht vererben“, brüllte die zur Ruhe Verwiesene mit vor Wuth fast ersticker aber von mir doch deutlich vernehmbarer Stimme. „Aber wenn ich dem Herrn Präsidenten vielleicht meinen Grünstand verschreiben soll, den können der Herr Präsident nach meinem Tode bekommen.“

Wie ein Blitzschlag erleuchteten diese Schmähungen der losgelassenen Furie meine Seele.

Jetzt verstand ich die Haltung der Präsidentin, den Zorn Mariettas, das ungeschlachte Gelächter ihres Bruders, die teilnahmevolle Freude meiner lebenswürdigen Bekannten an meinen neuen Möbeln!

Meine Wirtin hatte dieselben jedenfalls um ein Spottgeld aus dem Nachlaß einer sehr bekannten Dame entstanden und da die Möbel dann nachher in meiner Wohnung wieder erkannt wurden und pikanter Klatsch die Dinge nicht näher zu untersuchen pflegt, galt ich jetzt in der ganzen Stadt als der Freund und Erbe dieser Dame.

So hatte ich meiner Hoffart Lohn.

* * *

Nach der Sitzung begab ich mich sofort in die Wohnung meines Präsidenten und bat um eine Unterredung unter vier Augen. Das Gesicht meines hohen Vorgesetzten erhellte sich während meiner Beichte immer mehr und schließlich brach er in nicht enden wollendes Gelächter aus. Es war ja zwar nicht angenehm — in meiner Richterstellung — aber seine Gemahlin würde mich schon rehabilitiren.

Und dann würde in nächster Zeit da hinten in den Bergen eine Amtsrichterstelle frei — hoffentlich schiene es mir nicht zu einsam — Ob es mir zu einsam schien! Hurrah Marietta!

Der Herr mit den Reitkieseln.

Ein Gaunerstückchen von Rudolf Jura.

Der Hausknecht und Omnibuskutscher der „Preussischen Krone“ machte ein sehr zufriedenes Gesicht. Seine Ohren hatte der scharfe Ostwind gerötet, der in der kalten Januar-nacht über den Bahnhofspfad pfliff, seine Nase funkelte noch röter infolge desjenigen, was er gegen die Schädlichkeiten der Winterluft gewohnheitsgemäß einzunehmen pflegte, aber seine Augen leuchteten vor Stolz über den guten Fang, den er getan. Vier Gäste hatte er beim letzten Abendzug gefischt, und einer davon sah aus wie ein Baron!

Mit der vornehmsten Ruhe war der elegante Herr gerade auf den Wagen der „Preussischen Krone“ zu gegangen, ohne den „Bären“, oder den „Stern“ überhaupt zu beobachten, deren Kutscher allerdings plumper Weise auch nicht den geringsten Versuch machten, die fette Beute wegzuschnappen. Innerlich mochten sie dann freilich vor Reiz ergrimmt sein, und das gleichgültige Lächeln war offenbar nur Maske. Denn solch einen eleganten Gast fand man nicht alle Tage.

Auf des Kutschers Frage nach dem Gepäck hatte der Herr auf seine juchtere, nickelbeschlagene Handtasche gewiesen und gesagt: „Das genügt mir. Koffer bleibt auf dem Bahnhof. Muß morgen früh mit dem ersten Zug weiter reisen.“

Der Kutscher war ein zu treuer Diener seines Herrn, um diese Gille des vertrauensweckenden Gastes nicht bedauerlich zu finden. Aber er kannte seinen geschäftskundigen Wirt auch gut genug, um zu wissen, daß man aus einem Gast nach einer einzigen Nacht genau so viel herausnehmen kann, wie nach acht Tagen, und auch seine persönlichen Trinkgeldhoffnungen stiegen im richtigen Verhältnis zur wahrscheinlichen Höhe der Wirtsrechnung.

Als der rasselnde Omnibus in der Einfahrt gehalten hatte, und der Herr mit den anderen Fremden ins Gastzimmer trat wie ein Fürst unter Knechten, fiel seine Erscheinung auch dem erfahrenen Blick des Oberkellners auf. Seinem pechschwarzen Haar und Bart und seinem kühnen, gebräunten Gesicht nach konnte er ebensogut ein Kunstreiter, wie ein Graf sein. Sein Benehmen aber war durchaus gräßlich.

Nachlässig streifte er die Handschuhe ab und warf sie in seinen Zylinder, den er dem Piccolo überließ, ohne ihm einen Blick zu schenken. In gewohnheitsmäßigem Eifer machte der Piccolo auch einen Versuch, dem Gast den langen Ueberzieher mit dem kostbaren Perliantrocken zu entreißen. Aber ihm wurde die barsche Entgegnung:

„Behalte ich an. Scheußlich kalt hier.“

In der Tat warf der Wind eben ein paar Hände voll aufgewirbelten feinkörnigen Schnee an die Fensterscheiben, und sein kalter Atem fuhr durch die feinen Spalten und bauschte die Vorhänge. Der vornehme Fremde nahm wortlos an einem der kleinen weißgedeckten Tische Platz und beim Niedersehen wurden hohe Reitkieseln von Lackleder sichtbar, von deren Sohlen sich zwei dicke Schneekrusten abzulösen begannen.

Der Wirt beeilte sich, für das kalte Wetter um Entschuldigung zu bitten, und wies ergebenst auf die Schwierigkeit hin, bei achtzehn Grad Kälte einen fensterreichen ebenerdigen Raum hinreichend zu heizen.

„Mache Ihnen ja keinen Vorwurf,“ entgegnete der Gast gelangweilt: „Speisefarte!“ Grobheit des Wirts pflegt auf gute Getränke, Unfreundlichkeit des Gastes auf gute Bezahlung zu deuten, und hocherfreut über

diese kurzangebundene, barsche Art stellte der Wirt seinen knappen Befehlen folgend ein erlesenes kleines Souper zusammen und ließ den besten Burgunder aus dem Keller holen. Nach dem Essen, über dessen Güte er dem Wirt eine Schmeichelei sagte, wurde der Gast gesprächiger, ließ schwere Importen kommen, stellte sich den übrigen Gästen leutselig als Rittmeister a. D. von Hainichen vor, nahm in ihrer Mitte Platz, gab schließlich eine Bowle Wunsch zum Besten und zeigte sich als äußerst liebenswürdigen und witzigen Gesellschaftler.

Spät erst begab er sich hoheitsvollen Schrittes auf sein Zimmer und hinterließ bei seinen Bechgenossen das schöne Gefühl, einen ebenso angenehmen, wie ehrenvollen Abend mit dem eleganten Cavalier verbracht zu haben. Dem Oberkellner hatte er noch aufgetragen, ihm für den Morgen die Rechnung zu machen und ihn rechtzeitig vor Abfahrt des Berliner Morgenschneellzuges wecken zu lassen.

In der Frühe halb Sechsz Uhr aber erfüllte zorniges Geschrei die sonst nur mäßig durchlärnten Räume der „Preussischen Krone“. Es war der vornehme Herr auf Nr. 2, der so wütend schrie, daß sich der Wirt selbst nach der Ursache seines Zornes umtun zu müssen glaubte.

„Ich will meine Hosen haben,“ brüllte der Fremde, alle seine vornehme Zurückhaltung bei Seite lassend. „Zum Donnerwetter! Ist denn an einem Paar Hosen so viel abzuhürften. Ich habe keine Zeit zu warten! Es ist überhaupt eine Unverschämtheit, die Hosen aus meinem Zimmer zu nehmen. Wenn ich gewünscht hätte, daß sie gereinigt würden, hätte ich sie schon selbst herausgehängt. Ich habe aber nur meine Stiefeln vor die Türe gestellt. Also rasch, rasch! Ich veräume sonst meinen Zug!“

Der Hausknecht leugnete jedoch, die Hosen aus dem Zimmer geholt zu haben. Auch sonst hatte sie niemand gesehen, und der Wirt besprach die Möglichkeit, daß die Hosen aus dem Zimmer hätten verschwinden können.

„Sie sind aber doch nicht mehr hier,“ entgegnete Herr von Hainichen erregt. „Oder können Sie mir sie zeigen? Oder sind Sie der Meinung, daß ich ohne Hosen bei Ihnen angekommen bin? Vielleicht im Badekostüm? Wie soll ich denn jetzt abreisen? Ich muß unbedingt heute in Berlin sein. In den Hosen befand sich übrigens mein Portemonnaie mit über 500 Mark. Das war der ganze Rest meiner Reisefasse, die ich erst in Berlin wieder ergänzen kann. Ich scheine ja hier in eine Diebeshöhle geraten zu sein!“

Der Wirt suchte ihn entsetzt zu beschwichtigen und murmelte etwas davon, daß er doch unmöglich für den ganzen Verlust haftbar gemacht werden könne.

„Aber wer spricht denn davon, mein Vester?“ versetzte der aufgebrachte Gast plötzlich ruhiger. „Die Hosen und das Geld müssen sich ja wieder finden. Aber ich kann darauf nicht warten, und Sie müssen mir sogleich aus der Verlegenheit helfen.“

„Von Herzen gern, Herr Baron. Nur dürfen Sie von dem peinlichen Vorfall nichts weiter erwähnen. Das schädigt sonst den Ruf meines Hauses.“

Der Herr Baron versprach Geheimhaltung, gab dem Wirt eine Visitenkarte mit seiner Berliner Adresse, damit ihm Hosen und Geld sofort zugesandt werden könnten, und empfing scheinbar eine Hose des Wirtes, sowie 100 Mark baar als Reisegeld, welche Lappalie er nebst dem Betrag für die Rechnung am nächsten Tag einzusenden verhieß. Dann eilte er zur Bahn.

Der Wirt war beinahe froh, verhältnismäßig wohlfeil aus der Angelegenheit davongekommen zu sein, ließ aber doch mit grimmigem Eifer sein ganzes Haus noch einmal nach der verschwundenen Hose durchsuchen. Ergebnislos.

„Zum Geier, der Herr ist aber doch un-

möglich ohne Hosen bei mir angekommen,“ rief er empört, Herrn von Hainichens spöttischen Ausspruch wiederholend.

„Warum denn nicht?“ antwortete da plötzlich der Oberkellner, den ein jäher Gedanke durchzuckte.

Erstaunt blickte ihn der Wirt an, aber ruhig fuhr der Oberkellner fort:

„Man hat ja gar nicht sehen können, ob er Hosen trug. Er weigerte sich, den Ueberzieher abzulegen, und trug hohe Stiefeln. Mit diesen Stiefeln schien er übrigens längere Zeit im Schnee gegangen zu sein, kam also vielleicht gar nicht von der Bahn, sondern hat den Bahnhof nur aufgesucht, um unseren Omnibus zu benutzen.“

„So ein Hallunke“, rief der Wirt. „Aber der Zug ist noch nicht abgegangen. Ich erwische ihn noch.“

„Vorausgesetzt, daß er überhaupt auf den Bahnhof gegangen ist und es nicht vorzieht, seine Schwimdeleien hier noch anderweit fortzusetzen.“

„Dann um so besser“, rief der Wirt und stürzte davon! Er machte sich allerdings sofort klar, daß der Schwindel kaum zu beweisen war. Der Herr konnte ja Stiefelhosen getragen haben. Als er ihn aber im Fenster seines Abteils lehnen sah, um eine Zeitung beim Händler zu kaufen, übermannte ihn die Entrüstung und er rief so laut: „Sie Schwindler, ziehen Sie mal gleich meine Hosen aus“, daß es bei den Anfassern sämtlicher Damenabteile Anstoß erregte.

Herr von Hainichen jedoch lächelte ruhig, und das brachte den Wirt auf einen anderen Gedanken.

„Steigen Sie wieder aus“, flüsterte er ihm zu. „Ich verrate Sie mit keiner Silbe. Aber spielen Sie denselben Streich auch im „Bären“ und im „Stern“!“

Aber schon setzte sich der Zug in Bewegung, und Herr von Hainichen antwortete lächelnd:

„Ihre Liebenswürdigkeit und Ihre Diskretion sind sehr aner kennenswert. Aber Ihre Herren Kollegen waren bereits ebenso diskret, und sie haben mich zu Ihnen geschickt!“

Veränderungsrätsel.

Aus folgenden je zwei Wörtern ist ein Wort zu bilden mit nebenstehender Bedeutung. Sind die Wörter richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen einen bekannten Spruch. Es ergeben:

Dlga und Better — einen Schlachtenort
Lena und Dorn — eine Inselgruppe,
Arche und Damon — Gemahlin eines griech. Helden.
Martin und Ural — einen Farbstoff.
Bukarest und Nil — eine Gistpflanze.
Becher und See — einen Baum.
Jax und Saul — einen biblischen Namen.
Lein und Karten — einen Ort in der Schweiz
Eli und Heche — eine Engelsgestalt.
Vesen und Ode — einen bekannten See.
Wels und Seide — eine Blume.
Bahn und Lina — einen römischen Feldherrn.
Dbin und Stein — ein Land.
Kolon und Feste — eine englische Stadt.
Rand und Feind — einen männlichen Vornamen.
Kinde und Guben — eine Stadt in Ostpreußen.
Rhone und Stuhl — einen Vorort Hamburg's.
Brut und Lina — einen Roman v. Georg Ebers.
Zange und Theer — eine Stadt a. d. bibl. Geschichte.

Rätseldistichon.

Häßlich beschmutzt es mit „l“, wenn nicht vorsichtig du ausweichst;
Wenn du mit „w“ es gebrauchst, macht es vom Schmutze dich rein.

Kreuzrätsel.

1	2	1 2 Menschliches Organ, 1 3 ein Universitätsraum, 4 2 Stadt in Norwegen, 3 4 altdeutscher Dichter,
3	4	1 4 Französischer Komponist.

Auflösung aus voriger Nummer.
Scherzrebus: Reiterrei.